

Die Verwendung von betäubenden Gasen

Im Auslande wird die deutsche Armee wegen der kriegsmäßigen Verwendung von betäubenden Gasen noch immer mit Vorurteilen behaftet. Soweit dem nicht völlige Unkenntnis der tatsächlichen und der rechtlichen Verhältnisse zu Grunde liegt, kann es sich nur um eine gezielte Entstellung handeln. Man will die deutsche Kriegsführung mit allen Mitteln verächtlich machen, um die Augen der Welt von den zahlreichen Verletzungen des Kriegsgesetzes abzulenken, die unsere Feinde sich zu schulden kommen lassen.

Die wahre Sachlage ergibt sich aus der folgenden Erklärung des Großen Hauptquartiers, die am 22. April durch Wolffs Telegramm-Büro verbreitet wurde:

In einer Veröffentlichung vom 21. d. Mts. beklagte sich die englische Delegation darüber, daß deutscherseits „entgegen allen Gesetzen völkerrechtlicher Kriegsführung“ bei der Wiedereroberung der Höhe 60 südlich von Ypern Gasen, die beim Vordringen der deutschen Truppen, verwendet worden seien. Wie aus den deutschen amtlichen Bekanntmachungen hervorgeht, gebrauchten unsere Gegner seit vielen Monaten dieses Kriegsmittel. Sie sind also augenscheinlich der Meinung, daß das, was ihnen erlaubt sei, uns nicht ausgenommen werden könne. Eine solche Auffassung, die in diesem Kriege ja nicht den Krieg der Wahrheit hat, begreifen wir, besonders im Hinblick darauf, daß die Entwicklung der deutschen Chemieindustrie als natürlich gestaltet, viel wirksamere Mittel einzusetzen als die Feinde. — Können sie aber nicht teilen. Im übrigen trifft die Verurteilung auf die Gesetze der Kriegsführung nicht zu.

Die deutschen Truppen verwerfen keine „Geschosse, deren einziger Zweck ist, erstickende oder giftige Gase zu verbreiten“ (Erklärung im Haag vom 29. Juni 1899), und die beim Vordringen der deutschen Geschosse entwickelten Gase sind, obwohl sie sehr viel unangenehmer empfunden werden, als die Gase der gewöhnlichen französischen, russischen oder englischen Artilleriegeschosse, doch nicht so gefährlich wie diese. Auch die im Kampfe von und zwischen Kavallerieeinheiten und in kleinerer Weise mit den „Gasen der Kriegsführung“ im Widerspruch. Sie bringen nichts weiter als die Intensivierung der Wirkung, die man durch ein angesaugtes Strohhalm- oder Holzhohlrohr erzielen kann. Da der erzeugte Rauch auch in dunkler Nacht deutlich wahrnehmbar ist, bleibt es jedem überlassen, sich seiner Einwirkung rechtzeitig zu entziehen.

Diese kurze, den Tatsachen entsprechend erstickende Erklärung konnte jedoch von den französischen und englischen Gegnern nicht ohne weiteres die Aufschuldungen weiter verdrängen, so daß dagegen im wesentlichen nur noch der ausführliche Nachweis zu führen, daß die Franzosen und Engländer tatsächlich lange vor uns Gasen zur Anwendung gebracht haben. Auch wird man etwas näher auf die Geschichte und den Sinn der Haager Erklärung von 1899 eingehen können, um die „Entstehung“ unserer Gegner ins rechte Licht zu setzen.

Seit vielen Monaten gebrauchten die Franzosen und die Engländer Gasen, die beim Vordringen der deutschen Geschosse entwickelt wurden, und es ist festzustellen, daß auf ihrer Seite die Verwendung von Gasen nicht etwa absonderlich zunahm, so daß umfassen, systematische Vorbereitungen dafür getroffen wurden. Wir erinnern zunächst an die deutschen Hauptquartiersberichte vom 13., 14., 16. und 17. April, in denen amtlich gemeldet wird, daß die Franzosen bei Saipies und bei Bervin, die Engländer bei Ypern wieder Gasen, Minen und Bomben mit erstickender Wirkung angewendet haben. Der Bericht vom 16. 4. lautet ausdrücklich:

„Die Verwendung von Bomben mit erstickender Wirkung und von Infanterie-Explosionsgeschossen seitens der Franzosen nimmt zu.“

Für jedermann, der sich ein unbefangenes Urteil bewahrt hat, werden diese amtlichen Feststellungen der durch trügerische Wahrhaftigkeit ausgetarnten deutschen Delegationen schon genügen, um die Verwendung von Gasen seitens unserer Gegner als bewiesen anzusehen.

Wer trotzdem noch an der Tatsache zweifelt, der entnehme den Nachweis für die planmäßige Vorbereitung dieser Kampfmittel durch die Franzosen der nachfolgenden Mitteilung des französischen Kriegsministeriums, datiert am 21. Februar (!) 1915. Sie lautet in deutscher Uebersetzung:

Kriegsministerium. 21. Februar 1915.
Bemerkungen über Gasen mit betäubenden Gasen.

Die sogenannten Gasen mit betäubenden Gasen, die von unserer Zentral-Delegation hergestellt wurden, enthalten eine giftige Substanz, die nach der Explosion Dämpfe ausströmt, die Augen, Nase und Kehle reizen.

Es gibt zwei Arten: Handgranaten und Patronen.

Handgranaten.
Die Granaten haben die Form eines Eies, ihr Durchmesser beträgt in der Mitte 6 Zentimeter, ihre Höhe 12 Zentimeter, ihr Gewicht 400 Gramm. Sie sind für kleine Entfernungen bestimmt und haben eine Vorrichtung, um mit der Hand geworfen zu werden.

Sie sind mit einer Aufschrift versehen, auf der die Gebrauchsanweisung steht. Angehängt werden sie mit einem Kleben an die Gebrauchsanweisung angehängt, worauf sie fortgeworfen werden müssen.

Die Explosion erfolgt 7 Sekunden nach der Zündung. Ein kleiner Teil des Aufsatzes und ein angeschraubter Stopfen sichern die Zündung nach außen. Ihr (der Handgranaten) Zweck ist die Umgebung der Stelle, an der sie platzen, unbehaltbar zu machen. Ihre Wirksamkeit wird durch starken Wind erheblich beeinträchtigt.

Patronen.
Die Patronen haben eine zylindrische Form. Ihr Durchmesser beträgt 28 Millimeter, ihre Höhe 10 Zentimeter, ihr Gewicht 200 Gramm. Sie sind zur Verwendung auf eine gewisse Entfernung bestimmt, als mit Handgranaten erreicht werden kann. Unter einem Abgangswinkel von 25° gehen sie 230 Meter weit. Sie haben Zentralzündung und werden mit dem Zündschnurzünder abgefeuert.

Das Pulver enthält eine kleine, unwirksame Zündmasse, durch welche die Patronen 5 Sekunden nach Verlassen des Laufes zur Entzündung gebracht wird.

Die Patronen haben den gleichen Zweck, wie die Handgranaten, aber infolge der ganz geringen Flüssigkeitsmengen, wie man sie in größerer Anzahl gleichzeitig abfeuert.

Anzuwendende Vorsichtsmaßnahmen bei Angriff auf Schützengräben, in die man solche Gasen mit Erstickungsgasen geworfen hat.

Die durch die Gasen mit Erstickungsgasen verbreiteten Dämpfe sind nicht tödlich, wenigstens bei geringen Mengen, und ihre Wirkung ist nur augenblicklich, die Dauer der Wirkung hängt von den Luftverhältnissen ab.

Es empfiehlt sich daher, die Schützengräben, in die solche Handgranaten geworfen wurden, und die der Feind trotzdem nicht geräumt hat, anzugreifen, bevor die Dämpfe vollständig verschwunden sind. Die Sturmtruppen müssen ferner mit Schutzhüllen versehen und außerdem darüber belehrt werden, daß die unangenehme Empfindung in Nase und Kehle ungefährlich ist und keine dauernde Störung zur Folge hat.

Hier haben wir den bündigen Beweis dafür, daß die Franzosen schon vor mindestens einem halben Jahr Gasen mit Erstickungsgasen in kriegsmäßiger Weise hergestellt haben. Die Anzahl muß so groß gewesen sein, daß sich das französische Kriegsministerium schließlich veranlaßt sah, schriftliche Anweisungen über die Verwendung dieser Kampfmittel auszugeben. Welche Zweifel, wenn dieselben nicht sich darüber „entzünden“, daß die Deutschen viel früher auf dem vorgedachten Wege nachgefolgt sind! Sehr bezeichnend ist die Wendung in der amtlichen französischen Anweisung:

„Die durch die Gasen mit Erstickungsgasen verbreiteten Dämpfe sind nicht tödlich, wenigstens bei geringen Mengen.“
Gerade diese Einlassung enthält das unabweisbare Eingeständnis, daß die französischen Soldaten tödlich wirkten, wenn sie in größerem Umfange angewendet werden.

Wir erinnern ferner daran, daß in amerikanischen Wäldern — dem „Cincinnati Enquirer“ — und ferner sogar in der „New York Times“ die Behauptung eines als maßgebende Persönlichkeit bezeichneten amerikanischen Chemikers veröffentlicht worden ist, wonach sich auf der „Lusitania“ 250 000 Pfund Zinntrichlorid befunden haben, die zur Herstellung von Erstickungsgasen dienen sollten. Die Sendung war nach der Angabe des amerikanischen Beobachters für die transatlantische Reise bestimmt. Diese hat also nicht nur vor Monaten in Amerika große Behauptungen auf Chemikalien zur Verfeinerung von Erstickungsgasen gemacht, sondern sie hat auch die Verantwortung für den Tod der „Lusitania“-Passagiere mit zu tragen, von denen viele durch die bei der Torpedierung freigesetzten Dämpfe des Zinntrichlorids umgekommen sein sollen.

Aus der Mitteilung des „Cincinnati Enquirer“ Nummer vom 10. Mai führen wir in wörtlicher Uebersetzung folgendes an:

„In der Pittsburg-Region hergestelltes Material spielte bei der Zerstörung der „Lusitania“ eine Rolle. Es war keine Verhinderung hier zu diesem Zweck, wie angegeben wurde, daß die Verschiffung gewissermaßen amerikanischen Kriegsmaterials aus der Pittsburg-Region für die transatlantische Reise machte das Schiff fast zu einem vorher bestimmten Ereignis, wie ich bereits vier Tage vor diesem voraussetzte.“

„Zinntrichlorid ist eine flüchtige Substanz, die einen sehr heftigen und betäubenden Geruch hat. Die Ladung, die der Schiffsrumpf der „Lusitania“ enthielt, war dazu bestimmt, betäubende Bomben aus ihr hervorzulassen, die von den französischen Streitkräften in die Reihen der deutschen Soldaten geworfen werden sollten. Die Ladung war in Pittsburg hergestellt. Augenscheinlich wußten die deutschen Behörden, was der Schiffsrumpf der „Lusitania“ enthielt, und es war in ihrem eigenen Interesse, zu verhindern, daß diese Ladung ihren Bestimmungsort erreichte.“

Für einen, der diese näheren Umstände kannte, war es ein Leichtes, vorauszusagen, was sich ereignen würde. So geschah es, daß ich letzten Monats zu der Uebersetzung gelangte, der große Dampfer wurde Donnerstag oder Freitag den deutschen Unterseebooten begegnet und torpediert worden.“

Bezeichnend für das, was sich wirklich ereignete, als der veraltete Dampfer getroffen wurde, ist eine Stelle aus dem „Cincinnati Enquirer“, die sich auf das Unlück bezieht:

„Dämpfe von Explosionsstoffen durchdrangen jede Abteilung des in Stücke gegangenen Dampfers. Viele von den Passagieren fielen auf Tod bewußtlos nieder. Andere wandten sich den Rettungsbooten.“

„Die erstickenden Dämpfe kamen nicht von dem Torpedo, sondern kamen von den Häffern voll Zinntrichlorid, die durch das explodierende Torpedo in Stücke gerissen wurden. Diese Dämpfe trafen, sobald eingeatmet, bei Menschen, die nicht an sie gewöhnt sind, einen heftigen Husten hervor, werten sie um und machen sie bewußtlos. Der Zustand dauert gewöhnlich nur kurze Zeit, falls die betroffenen Personen den Dämpfen entrinnen kann. In diesem Falle war ein Entrinnen von den Dämpfen natürlich sehr schwer.“

Man erinnere sich doch auch der stuppeligen Freude, mit der die feindliche und die amerikanische Presse schon im vergangenen Herbst großartige französische Gefindungen anlangte, die es möglich machen sollten, die Vernichtungskraft der Artilleriegeschosse durch giftige Gaswirkung zu steigern. Und man halte sich jenes berühmte Interjekt der „Gleedland Automatic Machine Co.“ vor Augen, worin es über eine neue Granate in deutscher Uebersetzung wörtlich heißt:

„Das Material ist von ganz besonderer Art, von hoher Dichte, leicht und fest und hat die Eigenschaft, bei der Explosion der Granate in kleine Stücke zu zerfallen. Die Einstellung der Zündung dieser Granate ist ähnlich der des Schrapnells, aber sie unterscheidet sich dadurch, daß zwei explosive Säuren zur Verwendung gelangen, um die Ladung im Hohlraum des Geschosses zur Explosion zu bringen. Die Zündung dieser zwei Säuren ruft eine scharfe Explosion hervor, die eine größere Wirkung hat, als irgendeine bisher gebrauchte Auslösung. Sprengstoffe, die bei der Explosion mit diesen Säuren in Verbindung gekommen sind, und Wunden, welche durch sie hervorgerufen werden, bedeuten einen Tod mit scharfem, lichter Todeskampf innerhalb vier Stunden, falls nicht unmittelbar Hilfe zur Stelle ist. Nach den Erfahrungen, die wir mit in den Schützengräben herrschenden Bedingungen gemacht haben, ist es unmöglich, ärztliche Hilfe jemandem in dieser Zeit zuteil werden zu lassen, um den tödlichen Ausgang zu vermeiden. Es ist unerlässlich, sofort die Wunde auszuheilen, falls sie im Körper oder im Kopf sitzt, oder zur Amputation zu schreiten, wenn es sich um die Beine handelt, weil es kaum ein Gegenmittel gibt, das der Vergiftung entgegenwirkt. Hieraus läßt sich ersehen, daß diese Granate leistungsfähiger ist als das gewöhnliche Schrapnell, da die Wunden, die durch Schrapnellkugeln und Sprengstoffe im Fleisch verursacht werden, nicht so gefährlich sind, solange sie keine giftigen Beimpfungen haben, die eine unüberwindliche ärztliche Hilfe notwendig machen.“

Dies ist ein würdiger Gegenstand für die Entrüstung der Welt! Nach alledem muß jeder Ehrliche es für selbstverständlich erklären, daß auch das deutsche Volk sich nicht länger der Anwendung dieses neuen Kampfmittels enthalten, nicht länger seine Angehörigen mit ungeschütztem Haften gegen die rücksichtslosen Gegner kämpfen lassen dürfe.

Ganz neu ist übrigens die Verwendung von Sticksägen im Kriege nicht.

Schon die Buren haben sich bitter über die schrecklichen Gase der englischen Ladditgranaten beklagt und sie als völlerrechtswidrig bezeichnet. Das waren sie ja nun wohl freilich nicht. Verboten doch die Haager Erklärung von 1899 nur die Verwendung von Gasen, deren einziger Zweck es ist, erstickende und giftige Gase zu verbreiten. Da die Ladditgranaten außerdem auch eine Sprengwirkung ausüben, muß man sie mithin als erlaubtes Kriegsmittel ansehen. Aber die Giftigkeit ihrer Gase wird durch die sicher festgestellte Tatsache bewiesen, daß Weier, die von den durch Ladditbomben getöteten Weibern stammten, daran litten. Die Engländer können sich also um so weniger über unsere Anwendung von betäubenden Gasen beklagen, als sie die Haager Erklärung über die Verwendung solcher Gase als unrichtig haben, nachdem sie selber hinreichend Vorteil aus der Anwendung dieses Kriegsmittels gezogen hatten.

In der Memorandum der Haager Friedenskonferenz vom 21. Juli 1899 wurde jene Erklärung gegen die Stimmen von England und den Vereinigten Staaten angenommen. Wenn unsere Feinde jetzt versuchen, auch in Amerika Stimmung gegen uns wegen der Verwendung von betäubenden Gasen zu machen, so ist nicht nur auf die amerikanischen Delegationen, sondern auch auf die amerikanische Öffentlichkeit, die unsere Gegner hinweisen, sondern vor allem auch auf den entscheidenden Widerspruch der amerikanischen Delegierten von 1899 gegen das Verbot dieses Kampfmittels. In der Ratifikationskommission, wo die Erklärung über die Sticksägen verlesen wurde, wandte sich der bekannte amerikanische Kapitän zur See Mahan gegen sie. Gasen mit Sticksägen können, so sagte er, menschlicher wirken als andere, die den Körper mit Metallstücken verletzen. Eine muskeltöne Gasausschüttung liegt bei jenem nicht vor und man könne nicht wohl von einem verbotenen Kriegsmittel reden. Von demselben Standpunkt ging dann auch die folgende Erklärung aus, die in der Hauptkommission der Vervollständigung der Vereinigten Staaten zu Protokoll gab, um sein abschließendes Votum zu bekräftigen:

„1. Den Einwurf, daß eine Kriegsmaschine barbarisch sei, hat man immer gegen die neuen Waffen erhoben, die nichtbetroffenen ausschließlich angenommen worden sind.“

Im Mittelalter sind es die Feuerwaffen gewesen, denen man den Vorwurf der Grausamkeit gemacht hat. Später sind die Granaten und der kurze Torpedo an die Reihe gekommen.

Es erhebt mir nicht bewiesen zu sein, daß Gasen mit erstickenden Gasen unheimliche oder unnützlich grausame Kriegsmaschinen sind und kein entscheidendes Ergebnis herbeiführen werden.

2. Ich bin der Vertreter eines Volkes, das von dem lebhaftesten Wunsche befeuert ist, den Krieg menschlicher zu gestalten, das sich aber gegenwärtig leben kann, Krieg zu führen. Deshalb handelt es sich darum, sich nicht durch halbsichtige Beschlüsse der Mittel zu berauben, deren man sich später mit Erfolg wird bedienen können.

Man ersieht hieraus, daß die Meinungen über die Haager Erklärung von Anfang an geteilt waren, und wird bei ruhiger Ueberlegung dem Standpunkt der Amerikaner eine gewisse Berechtigung nicht abprechen mögen. Kapitän Mahan ging von der Feststellung aus, daß ja in engen Schiffsräumen die Gase aller Explosionsgeschosse eine erstickende Wirkung ausüben. In der Tat ist das Kohlenpulver, das sich bei der Explosion der früher allgemein üblichen Pulverladung bildete, ein außerordentlich giftiges Gas, das in geschlossenen Räumen betäubend, ja tödlich wirkt. Es handelt sich also um die Frage, ob man die Erstickung des Gases wie des Giftgases auch in den Feldkrieg verpflanzen darf. Das Gefühl wird sich dagegen erheben, wenn eine Raffentötung beabsichtigt ist, der niemand entrinnen kann. Und das ist ja auch der Grundgedanke der Haager Abmachungen: unnütze Grausamkeit und unnützes Töten zu verhindern, wenn ein milderes Kriegergebot des Feindes genügt und möglich ist.

Von diesem Standpunkt aus ist das Entwickeln von Rauchgasen, die sich bei schwachem Winde ganz langsam auf den Feind hin bewegen, ein nicht nur völkerrechtlich erlaubtes, sondern außerordentlich mildes Kriegsmittel. Gibt es dem Gegner doch die Möglichkeit, sich der Rauchwirkung zu entziehen.

Wer die Annahme, daß der Feind diesen Rauchgasen einfliegen solle, vom militärischen Standpunkt aus anspricht findet, dem sei entgegengehalten, daß es zu allen Zeiten als ein erlaubtes Kriegsmittel gegolten hat, den Feind durch künstlich herbeigeführte Ueberbrennung seiner Stellungen zu deren Räumung zu zwingen. Das ist ein grundsätzlicher Unterschied zwischen dieser Kriegsmaschine und der flüchtigen Gasen und der des gasförmigen Gases, die in wirklich nicht recht einzusehen. Aber sich nicht entziehen, ja nicht einmal gewundet hat, als unsere Gegner in Händen der Gewalt des Wassers gegen uns zu Hilfe riefen, der das auch keinen Grund, empört zu sein, wenn wir uns statt dessen die Luft zum Bundesgenossen machen und sie benutzen, um unseren Feinden betäubende Gase entgegenzutragen.

Man werde nicht ein, daß dies dasselbe sei wie die Anwendung von Gasen mit ausströmender Betäubungswirkung, die der Haager Konvention widerspricht. Was die Konvention verbot, war die Anwendung von Gasen, die durch die Wirkung von Gasen, die ausströmend waren, wenn man Gasen mit giftiger Gaswirkung in Menge über den wehrlosen Feind herniederlagerte, der sie nicht kommen läßt und

maße ein besonderes Kapitel. Seit Tagen war ihre Stauung, Erstickung und Verrottung unentwärtbar. Sie waren von ihren Truppenkörpern abgetrennt. Die Truppenkörper blieben ohne den wichtigsten Nachschub. Nur so kann begriffen werden, daß ganze Gelangentruppen halbtot von Hunger von den vorbeimarschierenden Siegern übersehen wurden. Als dieser Vorrat immer näher heran kam, blieb den Russen keine andere Wahl, als ihre Trains vielfach im Stich zu lassen. Die Trainmannschaften zettelten die Herde, schritten ab und jagten davon, die Trains blieben führerlos und verlorlos auf den Straßen stehen. Die nachrückenden Kolonnen der Russen waren für kurze Zeit, um nur vorwärtszukommen, von der Straße. Sie überließen die Felder, und jetzt setzte ein Wettrennen ein, in dem in beispiellosem Tempo Sieger und Besiegte zu bewältigen suchten, was an Geldmündigkeit zu erreichen war. Die Nachhutgefechte, zu denen der Feind sich manchmal stellt, dürften kaum als ernstlicher Widerstand zu nehmen sein. Erklären kann diese unheimliche Flucht, die je an eine verlorene Schlacht sich bezieht, nur die völlige Uebermacht auch der Führer, die zuletzt hilflos zusehen mußten, wie sie genau so gefolgt von ihren Truppenkörpern abgetrennt wurden, wie die Truppen von ihren Trains. Endlich gab es keinen Brigadier, keinen Divisionar, oft keinen Korpskommandanten nach dem letzten Schicksal dieser unbarmherzigen Durchbrüche mehr, die den Rückzug eigener Truppen hätte überwachen können. Sie waren stets an anderer Stelle und unauffindbar. Führer und Mannschaften, alles ging und geht in wilden Kämpfen inoffiziell durcheinander. Indes schreiten die drohenden Bewegungen unserer Heere vom Norden zugleich vom Zentrum her immer weiter vorwärts. Es ist nicht abzusehen, wo die Russen, wenn ihnen keine gewaltsame Sammlung gelingt, mit ihrer Niederlage enden werden.

Rußland und Schweden

London, 22. Juni. (Gr. Post.) Die „Times“ meldet aus Petersburg, daß die russischen Blätter in zunehmendem Maße ihre Aufmerksamkeit dem anti-russischen Ton der schwedischen Presse widmen. Die „Wösten-Beitrag“ stellt im Namen der öffentlichen Meinung die Frage: Worin sehen eigentlich die Schweden den Grund für einen Kampf mit Rußland, der doch das ganze Elend des Krieges mit sich bringt? Die Meinung, daß Rußland einen nördlichen Weg nach dem Ozean verlange, sei unrichtig. Rußland wolle einen Ausweg durch die Dardanellen und den Bosporus, und Rußlands Recht auf einen derartigen Weg werde von ganz Europa anerkannt. Sobald dies Ziel erreicht sei, werde Rußland keinerlei andere Ansprüche verlangen, und es würde sich dann der „friedlichen Entwicklung seiner Stillschritte“ widmen.

5000 Gefangene jeden Tag

Wir hatten am 14. Juni 1 610 000 Gefangene in Deutschland und Österreich untergebracht: 1 240 000 Russen, 250 000 Franzosen, 34 000 Engländer, 41 000 Belgier und 50 000 Serben, eine ungeheure Zahl. Wir hatten ungefähr so viele Gefangene fest, als es bei dem großen Kriege 1870 überhaupt an Kämpfern gegeben hat. Die Kisziffern des großen Völkrieges 1914/15 überreffen so bei weitem alle Vorstellungen. Bis zum 14. Juni waren seit der Kriegserklärung 315 Kriegstage verlossen, das ergibt auf jeden Kriegstag rund 5000 Gefangene. Man stelle sich nur einmal vor, wieviele Eisenbahnwagen dazu nötig sind, um täglich 5000 Leute fortzuführen, und man muß in Verwunderung geraten über die Tapferkeit unseres Heeres und die Umsicht der Führung, die das geleistet haben.

Ein neuer Oberbefehlshaber der russischen Armee

Kopenhagen, 23. Juni. (Gr. Bln.) „Petrogradskaja Gazetta“ teilt mit, daß General Russi, der allgemein als Nachfolger des Großfürsten Nikolai Nikolajewitsch gilt, nach Petersburg gekommen und sofort zum Baron nach Jaroslaw-Sela berufen worden ist.

Warschau wird von der Zivilbevölkerung geräumt

Berlin, 23. Juni. Der „Vossischen Zeitung“ wird aus Petersburg gemeldet: Seit dem 20. Juni hat die Evakuierung der Warschauer Zivilbevölkerung begonnen. Auf Befehl des Großfürsten Nikolai Nikolajewitsch gibt der Warschauer Polizeipräsident bekannt, daß in Warschau nur Staatsbeamte, ferner Personen, die zur Armee und zur Armeeverwaltung gehören, darunter auch Militärleutnanten, bleiben dürfen. Zunächst werden aber 100 000 Zivilisten evakuiert, die binnen 24 Stunden Warschau verlassen müssen.

Generalfeldmarschall von Mackensen

Berlin, 23. Juni. (Gr. Bln.) Wie die „Danziger Zeitung“ zuverlässig erfährt, ist Generalfeldmarschall v. Mackensen anlässlich der Siege in Galizien zum Generalfeldmarschall ernannt worden.

Der neue Generalfeldmarschall hat im Feldzug gegen Rußland schon in Polen während der zweiten großen Offensive, die zur Einnahme von Lodz und zur Sicherung der Stellungen vor Warschau führte, die unsere Truppen dort bis jetzt innehaben, eine der deutschen Armeen geführt. Ihm war es beschieden, im November den Sieg bei Bzowka zu erringen, der einbüßte die russische Offensive gegen Schlessien zurückwies. Im Frühjahr übernahm v. Mackensen den Oberbefehl über die deutschen Truppen, die in Belgien, im Namen von Neu-Sandec, versammelt wurden. Mit ihnen und im engsten Anschluß an die verbündeten Truppen der habsburgischen Monarchie führte er in den ersten Tagen des Mai den Durchbruch bei Gorlice aus, der eine neue Phase des ganzen Krieges einleitete.

Der Kampf um die Dardanellen

Die türkischen Erfolge

Konstantinopel, 23. Juni. (W. T. A. Nichtamtlich.) Am 30. abends Das Hauptquartier teilt mit:
An der Kaukasusfront bemächtigten sich unsere Truppen, die sich im Marsche in der Richtung auf Olti befinden, gestern nach erbittertem Kampfe des 2900 Meter hohen Karadagh, der in der Gegend von Hale Boghaz, zwei Stunden von unserer Grenze entfernt liegt. Wir erbeuteten von dem nach Osten flüchtenden Feind mehrere hundert Rissen Munition und eine Menge Bioniermaterial.

An der Dardanellenfront wurde am 22. Juni ein am Ufer bei Ari Burnu vorüberziehendes feindliches Torpedoboot durch zwei von unserer Feldartillerie abgefeuerte Granaten getroffen, worauf es sich entfernte. Die Schlacht bei Sedd-ul-Bahr am 21. Juni, die fast 24 Stunden dauerte und mit einer Niederlage des Feindes endete, verlief folgendermaßen: Der Feind bereitete einen wirksamen Angriff vor, indem er besonders während der letzten fünf Tage ohne Unterbrechung mit seiner schweren Artillerie unsere Schützengräben bombardierte, die einen Teil des linken Flügels unserer Gruppe bei Sedd-ul-Bahr bildeten. Am 21. Juni morgens 5 Uhr hatte der Feind, nachdem er dieses Feuer noch verstärkt, indem er 150 Granaten in der Minute abfeuerte, infolge eines Sturmangriffes und dank der heldenmütigen ihm eingetroffenen Verstärkungen einen Teil unserer Schützengräben auf unserem linken Flügel besetzt, die übrigens sehr dicht an ihn herangeführt waren. Diese Schützengräben gingen aus unseren Händen mehreremale infolge wiederholter Gegenangriffe in die des Feindes über. Gegen Abend blieb nur noch ein hundert Meter langer Stück Schützengraben in den Händen des Feindes. In der Nacht vom 21. zum 22. Juni nahmen unsere Truppen, die während des Kampfes am Tage großen Selbstennt gelitten, durch einen energischen Angriff und nachfolgende Ueberwachung dieses Stück Schützengraben dem Feinde wieder weg, der schließlich trotz großer Munitionsverschwendung unter großen Verlusten für ihn in Unordnung in seine alten Stellungen zurückgeworfen wurde. Gestern versuchte der Feind keine Kampfhandlung. Nur am Morgen und am Abend dauerte der Artilleriekampf mit Unterbrechungen auf unserem linken Flügel an. — Auf den übrigen Fronten hat sich nichts von Bedeutung ereignet.

ihnen deshalb auch rettungslos preisgegeben wäre. Die bloße Ausbildung eines Zwanges zum Verlassen der Kampfstellung, wie sie unteren Obereinstimmung eigen ist, läßt sich damit gar nicht vergleichen.

Die verschiedenen Formen der Kriegsführung machen immer neue Kriegsmittel notwendig. Aus der Gestaltung des Schützengrabensystems wurde die Kriegsführung der Folgerungen ziehen. Wer einmal eine lebendige Schilderung der Hölle gelesen hat, die ein von Artilleriegeschossen, Handgranaten, unterirdischenminen und Fliegerbomben bearbeiteter Schützengraben darstellen kann: der wird eine langsam sich nähernde Rauchwolke sicherlich nicht für unheimlicher halten als die anderen Kriegsmittel. Es ist nur, unter günstigen Umständen, ein noch sicherer wirksames Mittel, um den Feind aus seiner Stellung zu vertreiben — und das ist es in der Tat, weshalb unsere Gegner sich ein Wehrgeheimnis erheben. Die deutsche Wissenschaft und Technik haben eben wieder einmal alle Kräfte aufgewandt, um die Feinde zu erschlagen, obgleich diese sich schon länger um die Lösung der Aufgabe bemüht hatten. Wenn die englische Luft darüber sich sogar in Schmähsungen gegen den deutschen Kaiser ausstößt, so ist und dieses Zeichen von Verfall der Zivilisation und des Geschmacks bei den Engländern nichts neues mehr. Und wenn sich die Russen an dem Verleumdungsspiel beteiligen, indem sie über die Anwendung von betäubenden Gasen klagen, bevor es auf dem östlichen Kriegsschauplatz überhaupt zur Benutzung der neuen Waffe gekommen ist, so können wir darin nur die richtige Vorausschau neuer Verleumdungen sehen, für die man schon jetzt nach einer jeden Gelegenheit Ausschauung sucht.

Die andere Wunde der Hölle lautet, wenn es den Franzosen oder Engländern gefällt wäre, uns mit Verletzung stark wirksamer Brandentwürfe auszuweichen! Wer genug Phantasie besitzt, um sich das vorstellen zu können, der wird auch wissen, was er von den neidischen Angriffen auf die deutsche Kriegsführung zu denken hat.

H. T. B.

Erfolge der U-Boote

London, 23. Juni. (Gr. Bl.). „Mond“ erzählt aus Trafalgar: Ein deutsches Unterseeboot hat gegenüber von Kinnairds Head den von Montreal mit einer Beizenladung kommenden englischen Dampfer „Dorisbrook“ versenkt. Die Besatzung wurde gerettet.

Neuer meldet: Das Dampfschiff „Belgrave“ ist an der Küste von Pernambuco torpediert worden, und es wurde mit viel nach oben nach Broadhaven geschleppt. Die Besatzung wird vermisst.

Die Enttäuschung in Frankreich

Paris, 22. Juni. Unter der Überschrift „Schwierige Stunden“ schreibt Herbe in seiner „Guerre Sociale“, daß sich das französische Volk eine bittere Enttäuschung bemächtigt hat, weil die Illusionen, die man ihm beigebracht hatte, vor der Wirklichkeit versiegen. Er erwähnt als solche Enttäuschungen die Niederlagen der Russen, den Munitionsmangel der Engländer, das langsame Vorwärtsschreiten der französischen Offensive und fährt dann fort: „Was einen Teil unserer öffentlichen Meinung aber am bittersten enttäuscht hat, ist die Enthüllung der Tatsache, daß Deutschland keineswegs der Hungersnot und dem Mangel an Kriegsmaterial ausgesetzt ist. Man hört heute, daß Deutschland zum Verbrauch des Weizenbrotes zurückkehrt, und daß es seine Industrie einbehalten kann, und die Hoffnung, es auszuhungern, schwindet aus den Herzen der größten Optimisten.“

Die heftigen Regimenter

Darmstadt, 22. Juni. Die „Darmstädter Zeitung“ teilt mit: Ein Telegramm des Kaisers an den Großherzog spricht sich auf höchste anerkennend über die siegreich bei Lemberg im Sommerfeld befehligen heftigen Regimenter aus, die ihn durch ihre kriegerische Haltung einen vorzüglichen Eindruck gemacht haben.

Der Mörder Jaurès — Straßrei

Paris, 22. Juni. „L'Express“ berichtet, wurde Raoul Villain, der Mörder Jaurès, für „unzurechnungsfähig“ erklärt und aus der gerichtlichen Haft entlassen. Das Verfahren gegen den Mörder wurde eingestellt. Das ist geschähen unter einer Regierung, der die sozialdemokratischen Führer und „Freunde“ Jaurès, Sembat, Guesde und Thomas, sowie die „beurlaubten“ Führer Briand und Millerand als Mitglieder angehören!

Wir haben Zeit

Die der Kabinettsumbildung in England vorangehenden und sie begleitenden Gerüchten der englischen Presse ließen keinen Zweifel darüber, daß es um Kitchener's Werdegang überaus schlecht bestellt ist. Je ablehnender sich aber das englische Volk verhält, desto beständiger werden die Mittel, zu denen die Werber greifen. Ein guter Kenner Englands, der in der ersten Hälfte des Aprils wieder in London weilte, entwirft davon die folgende Schilderung:

„Die Söhne reicher Engländer, die selbst keine Lust verspüren, in die Front zu gehen, kleiden sich in auffallend schöne Uniform und besuchen dann die kleineren Städte und Dörfer. Dort versuchen sie auf jede mögliche Weise mit den wehrfähigen Reuten in Cafés und auf öffentlichen Plätzen in Verbindung zu treten, um sie zum Eintritt ins Meer zu bewegen. Die Zahlen der Heide für die Reute und verführen ihnen klar zu machen, wie nötig es sei, daß jeder seine Pflicht gegen das Vaterland erfülle, wobei gleichzeitig die Grenzfälle der Deutschen in den französischen Karren geschildert werden. Gelingt es ihnen, einen Menschen, der unter Umständen erst halb befruchtet gemacht werden muß zum Eintritt in das Meer zu bewegen, dann muß der Betreffende sofort ein Formular unterzeichnen, was ihn endgültig verpflichtet, er bekommt dann sofort 100 Pfund — 2000 Mark — ausbezahlt,

die für die Familie bestimmt sind. Er wird dann am nächsten Tage von der Genarmarie aufgefordert, sich in der Kaserne zu melden. Er wird dann eingeleitet und erhält hierbei nochmals 50 Pfund Sterling. Wenn die Ausbildung vorbei ist, werden am Tage der Abreise zur Front weitere 50 Pfund Sterling ausbezahlt. Diese hohen Beträge bezahlt man jedoch erst in der letzten Zeit, da die Erfolge des Werbesystems sehr gering gewesen sind.

Um die Stimmung des Volkes zu heben, wird ungeheurer Reklame gemacht. In den Kinos, in Theatern, in den Straßenbahnwagen und auf öffentlichen Plätzen sind überall große Plakate, die Kriegsbilder usw. darstellen, und das Leben der Soldaten in den Schützengräben als sehr verlockend veranschaulicht. Vielfach sieht man Schützengräben abgebildet mit vollstündigen Inneneinrichtungen. Am den Tisch herum sitzen die Soldaten, die Times lesen und die Pfeife rauchen. Auf dem Tisch sind eine Whistflasche und dampfende Blumpuddings, ferner sieht man Kassetten mit Wasserpfütze. Unter diesen riesengroßen Plakaten steht in großen Buchstaben geschrieben: „Wir haben Zeit und durch die Zeit werden wir siegen.“ Ein weiteres Plakat stellt einen deutschen Schützengraben dar, der von englischen Soldaten gestrichelt wird. Die deutschen Soldaten sitzen im Graben und werden von oben herab von den Engländern abgefeuert. Dieses Plakat ist mindestens 10 Meter lang und etwa 4 Meter hoch. Ueber dem Schützengraben sieht man einen zerbrochenen Reppel herabfallen und ein Flugzeug zurückfliegen. Deutsche Soldaten ergehen mit zerbrochener Fahne die Flucht. Im Vordergrund sieht man noch verwundete Engländer liegen, die verbunden werden, während sie die Pfeife rauchen und die Times lesen.

Verwundete englische Soldaten werden in Automobilen durch die Hauptstraßen Londons gefahren, sie sind mit zahlreichen Orden ausgezeichnet. Die Automobile sind mit Plakaten behangen, worauf geschrieben steht: „Diese Verwundeten haben für das Vaterland gearbeitet, sie sind von der Front zurückgekommen, es ist an Euch, Brüder und Freunde, sie zu rächen, und ihre Wunde auszufüllen.“

Vielen englischen Werbeschriften wird man in Deutschland nicht ohne ein Gefühl innerer Befriedigung zuschauen, in der gewissen Zuversicht, daß sie das, was sie äußerlich erreichen, zugleich innerlich zugrunde richten. Diese Entwicklung in ihrem Fortgang zu verfolgen, fehlt es auch uns gewiß nicht an Zeit.

Man möchte zugleich darauf hinweisen, daß diese Söhne reicher Engländer, die überall nach Reuten ausspähen, die an ihrer Stelle in den Kampf ziehen könnten, würdige Vertreter des Englands sind, das Frankreich, Rußland, Italien zur Unterstützung seiner Mäuerpolitik in Sold genommen hat und für sich bluten läßt.

Ein Soldatenbrief

Ein französischer Offizier über das französische Heer.

In dem Tagebuch eines gefangenen französischen Offiziers finden sich die folgenden, hier in wortgetreuer Uebersetzung wiedergegebenen Aufzeichnungen.

„Ein Wald von Dornen, Anemonen und Mögen. Der Wind singt leise in den Zweigen der Birken, die sich leicht in seinem schmeichelnden Hauch wiegen. Die wilden Kirschen blühen, ich habe mir einen ganzen Strauß Dornen an die Brust gebunden. Ich sehe mich auf einen bewaldeten Stein und bin ganz allein, ganz allein in der träumerischen Stille dieses Nachmittags: ist es möglich, daß die dämmigen Schläge, die der Wind von Norden herüberträgt, wieder Kanonenschüsse sind, dieselben Kanonen, die in der flammenden Dölle donnerten?“

Dies wäre es wohl, wenn nicht die garstigen Dinge wären, die es auch in Friedenszeiten gibt: die Bitterkeit, mit der man die Kriegskreuze den Schreibenden und die Bedienten hinter der Front verhehen sehen muß, den Karren, die dem Oberst den Wein einschenken, während unter dem Granatfeuer steht: die Kriegskreuze, die man dem einfachen Soldaten vorantreibt, der im Schützengraben seine Haut zu Marke trägt, um einem verwundeten Kameraden das Leben zu retten. Alles wird in diesem wohlorganisierten Kriege von den Reuten dahinter vereinnahmt, die Reuten, die die Uniformen, die Treppen und die Kriegskreuze. Von kommt überhaupt nichts hin, als was von den „Boden“ („Bremen“ D. Red.) kommt. Einen von uns Offizieren hat man antreten lassen, um von ihm im Namen des Ministers Reichsamt für einen Brief zu fordern, in dem er geschrieben hatte, seine Leute hätten keine Lust mehr, und ich selbst bin gestern garstig gestraft worden, ob ich nicht vielleicht einmal in meiner Korrespondenz unvorsichtig gewesen sei, und ob nicht etwa die Zurückführung, die mir zuteil geworden ist, auf diese Weise zu erklären wäre. Der Oberbefehlshaber ruft uns eines Tages zusammen, um uns Vorwürfe darüber zu machen, daß wir nicht rücksichtslos genug seien, und um uns zu befehlen, daß wir den Mannschaften den Dack gegen alles Deutsche predigen sollten. „Machen Sie den Dack Ihren Soldaten zur Pflicht, plangen Sie ihn in Ihre Familien, erzählen Sie Ihre Kinder zum Dack.“ Und zum Schluss verbietet er uns das Obol, die Östramlampen und die Maggkuppen. — Ich überbreite nicht und sage nichts hinzu. Ich aber, ich verhehe meine Leute, und weiß, was sie gern hören möchten: „Ihr habt es lange schlecht gehabt — ihr werdet es auch wieder besser haben. Hier habt ihr Hosen, Stiefel, Tabak. Ihr müdet gern so bald wie möglich nach Hause, ihr seid Mütter und Großväter und seid nicht zu Marsjüngern geachtet. Aber haltet

nach eine zeitlang in den Gräben aus: zur Genesung könnt ihr daheim sein.“

Statt dessen ruft man die Leute zusammen, um ihnen zu sagen: „Ihr habt euch in Flammen anständig geföhrt, jedoch habe ich in Euren Ostern Leute getroffen, die nicht vorwärtsdrängen angezogen waren und nicht militärisch geübt.“ Wenn ich daran denke, daß wir sechs Monate lang in dem schrecklichen Ungemach des flandrischen Winters einen Abschnitt gehalten haben, der acht Tage nach unserem Wegzug verloren ging! Die ganze Ostermündung gehört jetzt den „Boden“, all die Orte, wo wir so viel ausgefallen haben: die Spitze von Langemarck, wo wir in dem Leichenwasser faulten, das dreieckige Wäldchen, das Du aus meinen Stützen kennst, und das im Dezember 1900 Mann geföhrt hat, Etenstraate, wo ich in den dunklen Januarnächten gearbeitet, bilden, wo ich eine ganze Kaminplatte vollgeföhrt, der Straßenübergang 145, wo ich kein Weihnachtsfest bekommen habe: unter ganzer Winter, all unser Ungemach, alles verloren und umsonst! Das ist das Bild dieses ganzen Krieges: nutzlose Opfer, Leiden, Krankheit, Tod und Verwundung ohne Ende. Und Sieger ist schließlich nicht, wer am meisten gewonnen, sondern wer am meisten ausgehalten hat. Mehr als je hat man den Eindruck, daß alles wieder von vorn angefangen werden muß. Die Nachricht von dem Wäldchen auf Boffingbe hat uns gänzlich niedergeschmettert. Zuerst hatte man das Gefühl eines Mannes, der sich nach einem aufregenden Unfall bekehrt, um zu leben, ob er heil geblieben ist. Acht Tage länger da oben, und wir wären tot oder gefangen. Und dann kam die Empfindung des Mannes, der mit heiler Haut davongekommen, aber sein Vermögen eingebüßt hat: denn alle diese Orte gehörten uns, uns, den Jungen vom ... sten, und nun ist alles vorbei, und von den im Winter gebrachten Opfern ist nichts übrig geblieben, als die Erinnerung an einen schrecklichen bösen Traum.“

Beachtenswert erscheint die Darstellung der vergrößerten Lage, in der sich die Franzosen in den Kämpfen an der Ostermündung befinden haben und wohl noch befinden. Meldeten die Berichte der Obersten deutschen Heeresleitung wiederholt die „schweren Verluste des Gegners“, so hat man hier in einer greifbaren Einzelheit den Beweis dafür: die Verteidigung eines Wäldchens, hat im Verlauf eines Monats den Franzosen Verluste von 1500 Mann eingetragen! Schrecklicher aber ist das, was hier ein gewiß einwandfreier Zeuge über die Günstigkeitswirtschaft im französischen Heere sagt. Vereinzelt Klagen der Art tönten bereits aus radikalen Blättern Frankreichs zu uns herüber. Hier sieht man deutlich, wie es darum bestellt ist: während die Briefe der tapfer kämpfenden von argwöhnischen Augen durchforstet, die Sendungen aus der Heimat unterzogen werden, wird der Liebedienst ein nur allzu reicher Lohn zuteil. Und was an Organisation, an Gerechtigkeitsgefühl und an soldatischem Geist fehlt, das alles soll durch — Deutschland ersetzt werden! — (Und wie ist dies doch bei uns Deutschen alles anders?)

Von der Großmacht zur Weltmacht

Von Dr. D. Brauns, M. Glabach.

Als Kaiser Bismarck im Jahre 1890, bald nach dem Hinscheiden Kaiser Wilhelms I., seine Krone niederlegte, war der Raum des neuen Deutschen Reiches jung und triebföhrt. Nichts aber ist in der neuesten Zeit für das Wachstum der Völker und Staaten so entscheidend gewesen als die neue Wirtschaftsmethode. Weniger der Mangel an Nahrung, wie bei der Völkerwanderung, nicht Eroberungslust, wie sie einen Alexander, einen Caesar, einen Karl den Großen, auch einen Napoleon trieb, nicht religiöse Gründe, wie bei den Kreuzzügen, haben das äußere Wachstum der europäischen Staaten in der Gegenwart bestimmt, vielmehr das unzeitliche Wirtschaftswachstum. Die sogenannte rationale, auf Resultate wissenschaftlicher Erkenntnis, nicht bloß der Erfahrung gestützte Methode der Völkervermehrung, die dank der neuen Technik ins Massenhafte und Riesenhafte gesteigerte Produktion, die gewaltige Vermehrung des Kapitals, die Zunahme der Bevölkerung, der Verkehr, der fast keine zeitlichen und örtlichen Grenzen und Hindernisse mehr kennt, der sich unter der Erde wie in der freien Luft bewegt (Kabel, Funkentelegraphie) und in einem Augenblick die ganze Menschheit in geistige Verbindung setzt: alle diese Erscheinungen der Neuzeit haben das Wirtschaftswachstum der Nationen über die Staatsgrenzen hinauswachsen lassen, haben die Wirtschaft zu einer Weltwirtschaft und die Politik zu einer Weltpolitik geführt. Da sind Kräfte am Werk, die alle Kulturvölker unserer Zeit zur wirtschaftlichen Expansion (Ausdehnung) unweigerlich drängen. Von diesem Drange ist auch Deutschland betroffen, ist ihm verfallen, kann nicht leben, ohne diesen Drang zu erfüllen. Freilich eine natürliche Vorbedingung hat eine solche Weltwirtschaft. Das ist die natürliche Volksvermehrung, die Zunahme der Geburten über die Sterbefälle hinaus. Deutschlands Volk wuchs in den letzten Jahrzehnten durchschnittlich um 800 000 Köpfe für das Jahr. Ist eine solche Volksvermehrung überhaupt erwünscht? Ueberflüssige Frage! Für jedes gesunde Volk ist sie durch die Natur gegeben: also ist sie gut. Nehmen wir einmal an, wir wären in Deutschland stehen geblieben auf dem Bestand von 1870. Wie wollten wir uns denn heute im Weltverkehr der Weltmächte, da auch die Staatsbildung ins Große wächst, behaupten? Wir würden dann heute im Weltkrieg, genau wie Frankreich, die unzureichende Jugend ins Feld schicken müssen. Gott sei Dank, daß aus den 40 Millionen Deutschen des Jahres 1870 fast 70 Millionen heute geworden sind.

Aber woher Brot nehmen für so viele? Wie die Lebensmit-

Das Schicksal derer von Hassenfeld

Ein Roman aus der Kriegszeit. Von Matthias Blank. (Nachdruck verboten.)

I. Kapitel.

Die feindlichen Brüder.

„Nein, nein, ich glaube das nicht. Schlecht ist er niemals gewesen, höchstens leichtsinnig. Und das ist nicht seine Schuld allein. Er ist der Jüngste, war immer der Liebling des Vaters und wurde vernachlässigt.“

„Das weiß ich. Immer Hans und Hans! Weil er ein junges, vollwichtiges Gesicht hatte, weil er lachen konnte, so sorglos und hell, als bedeutete ihm alles Freude, weil er so schmeicheln verstand. Ich hatte das nie gekannt. Ich sehe auch etwas rauher aus. Dafür mußte ich arbeiten lernen. Auf meinen Schultern liegt die ganze Last der Wirtschaftsführung des Gutes. Ich mußte immer sorgen, daß der Boden fruchtbar wurde, ich mußte am frühlichen Morgen bald auf das Feld zu den Arbeitern, bald in den Wald zu den Holzjägern, und ich bin vielleicht Tag für Tag der letzte, der Ruhe findet. Er aber durfte Offizier bleiben; und oft genug schickte ihm der Vater das Geld zur Bezahlung leichtsinnig gemachter Schulden, das Geld, das ich mühsam dem Gute entringen mußte.“

Aus diesen Worten klang eine tiefe Erbitterung, die fast schon an Dack grenzte. Fritz von Hassenfeld war eine breitschultrige Erscheinung mit vollem Gesicht, leichtem blondem Epibarte und graugrünen, lebhaften Augen: er trug einen grauen Vodenanzug, der seine Gestalt vorteilhaft zur Geltung brachte. Nur seine sonnenverbräunte Gesichtsfarbe und die breite Stirnarbe, die von einer Säbelwunde herrührte, die er in seinen jungen Jahren als Student auf einer Wexfur erlitten, verurteilten ihn etwas.

Er lehnte an dem hohen Eichenbalken, während Maria von Hassenfeld vor dem Feuer stand, von dem aus ein herrlicher Blick auf den alten Baumkronen des Parkes von Hassenfeld sich bot. Doch diesmal irrten ihre Tollfischenaugen nicht dort hinaus, wo sich die breiten Baumkronen, von denen die Hassenfeld noch ihre Wäntzenzen aufgesteckt hatten, im Winde leise schaukelten, sondern sie versuchte dem Blick ihres Vaters zu begegnen.

„So sollst du nicht sprechen. Deine Worte klingen sonst wie Reib.“

„Und wenn es so wäre?“ In der Erregung färbte sich die Farbe so rot wie eine frische Wunde. „Ich muß es hören, wenn ich das Geld nicht heiräte. Ich bin das Letzte, das Arbeiter, und er ist das verhasste Sonnenskind.“

„Er ist der Jüngste. Und die Mutter starb an seiner Geburt.“

„Muß ihm deshalb alles erlaubt sein?“

„Gewiß nicht! Aber da er immer so vernünftig war, so lernte er eben den Wert des Geldes nicht so schätzen, wie es nötig wäre. Jedenfalls ist er nicht faul.“

Klara von Hassenfeld stammte aus einer bekannten Seitenlinie und hatte bereits mit zwölf Jahren beide Eltern verloren; so war sie halb noch ein Kind nach dem Stammgute Hassenfeld gekommen, wo sie seitdem gelebt hatte, fast wie die Schwester der beiden Brüder Fritz und Hans. Sie war mit ihren zwanzig Jahren eine eigenartige Schönheit: ihr schmales Gesicht war von der feinen Blässe, die an alles Essenwein erinnert; die Haut war zart durchsichtig, jedoch an den Schläfen die Blutadern wie schimmerndes Perlmutt durchleuchteten. Die schmalen Lippen dagegen wiesen das Rot feuchter, reifer Erdbeeren. Die Augen waren groß und schwarz und träumten gerne. Das volle Haar, das in dichter Fülle wie eine Krone auf dem bleichen Gesicht lag, war gleichfalls schwarz. Nichts an ihr erinnerte an das Geschlecht derer von Hassenfeld; sie war nur das Ebenbild ihrer jung gebliebenen Mutter, einer Rumänin, die ihr Vater aus einer seiner vielen Reisen kennen gelernt hatte. Beide waren ja nur schon lange tot.

Für einen Augenblick schielte Fritz von Hassenfeld und zog nur die Schultern hoch. Dann aber warf er den Kopf in den Nacken zurück und erklärte:

„Aber das Papier trage ich doch in meiner Tasche.“

„Gewiß! So hat er unterschrieben, weil er mit aller Bestimmtheit daran glauben durfte, daß er das Geld ja doch erhalten würde. Jedenfalls hatte er keinen Augenblick daran gedacht, welche Torheit er begangen.“

„Torheit? Weiter nichts? Muß ich dir erst sagen, wie diese Tat im Strafgesetzbuch bezeichnet wird?“

„Du denkst doch nicht im Ernst daran, Hans wirklich eines — eines —“

Da unterbrach er sie.

„Eines Verbrechen! Sag es mir!“

„Nähig zu halten?“ vollendete Klara Hassenfeld, ohne das Wort selbst ausgesprochen zu haben.

„Ich weiß nur, was gezeichnet ist. Der Vater aber wird dann wohl auch einsehen, daß dies mehr als nur Betrug ist.“

Da war sie ihm einige Schritte erregt entgegengegangen.

„Du wirst es ihm nicht sagen!“

„Der Beschuldigte muß bezahlt werden.“

„Ja! Aber der Vater wird für Hans das Geld geben, ohne daß er dies andere wissen muß.“

„Für mich würde er es nicht tun. Und außerdem will ich nicht mehr länger nur deshalb arbeiten, um Spielschulden zu bezahlen. Ich will nicht mehr. Und deshalb werde ich dem Vater die Augen öffnen, was nun geschehen ist und wie das enden kann.“

„Fritz! Der Vater ist krank. Der Arzt hat geföhrt, es müsse ihm jede Erregung fern gehalten werden. Das darfst du nicht. Glaube es mir! Hans ist nicht schuldig. Du selbst solltest eben mit ihm sprechen. Aber als Freund. Den Vater müßt du schonen um seiner Gesundheit willen.“

Sie stand dabei blickte vor ihm und ihre schmale, leichte Hand lag auf seinem Arm. Ihre großen, schwarzen Augen sahen ihn bitter an.

„Gut! Sprechen wir nicht mehr davon.“

„Du hast es mir versprochen; das darfst du nicht vergessen.“

„Ich weiß es. Das wird das erregen, wirst du doch begreifen.“

„Gewiß! Ich verhehe auch dich.“

Seine Augen, die bisher ihrem Blick immer etwas auszuweichen waren, sahen sie nun an, daß die Blicke sich kreuzen mußten.

„Ob du dir wirklich die Mühe gegeben hast, mich so zu verstehen, wie du Hans in allem zu entschuldigen versuchst?“

„Ja! Ich sehe doch jeden Tag, wie du das da, bald dort bist, wie du unermüdlich schaffst, wie du allein aus dem Gute das machst, was es nun ist. Warum sollte ich gegen dich weniger gerecht sein?“

„Ich habe kein so glattes Gesicht wie Hans, kein solches Puppen Gesicht.“

„Sollte mich das so beeinflussen können, um deinen Wert nicht mehr gerecht zu beurteilen?“

„Daher mein Vater ist ein Wort der Anerkennung für mich? Was ich tat, war eben nur meine Pflicht. Weiter nichts.“

„So habe ich nicht gedacht. Aber ich hielt dich auch nie für eitel. Deshalb sagte ich nie etwas, trotzdem ich deine Innerlichkeit oft bewunderte.“

Dieses Wort von Klara von Hassenfeld färbte seine Wangen etwas dunkler und seine graugrünen Augen leuchteten auf.

„Bin ich denn weniger ein Mensch als alle anderen? Wenn ich auch schaffe, weil ich diesen Hans liebe, sollen deshalb in mir keine Leidenschaften glühen? Weiß ich nicht wie ein Komödiant große Geden machen und schöne Worte sprechen kann, soll ich deshalb kein Herz besitzen und keine Hoffnungen erträumen dürfen?“

(Fortsetzung folgt.)

5. Frankfurt a. M., 23. Juni. (Der Dampf um h
Sohlen.) Zwischen den Frankfurter Schuhmachern ist ein
entbrannt, bei dem die Bevölkerung der letzten Dritte
Schuhmacher-Zunngsinnung, der etwa 300 Mitglieder
hören, kündigte vor einer Woche eine Preisserhöhung für das
bescholen und -besetzen auf 7,50 Mark an und begründet
Steigerung mit den hohen Lederpreisen. Sie erregte dam
mehr viele hundert Mitglieder umfassenden Verein f
händiger Schuhmacher der größten Widerspru
Verein erklärt die Preise der Zunngsmeister für „abnorm
und irreführend“ und erklärt ferner, daß seine Mitglieder

Das Spezialhaus für Damen
Konfektion und Kleiderstoffe
Wiesbaden
LANGGASSE 1-3

Dankfagung.

Allen denen, welche an unserem schmerzlichen Verluste so innigen Anteil genommen haben, sagen wir tiefgefühltesten Dank.

Wiesbaden,
den 24. Juni 1915.

Familie Stumpf
Familie Prof. Dr. Bauer
Familie Emil Ruppert
Familie Alfred Ruppert.



Gott dem Allmächtigen hat es in seinem unerforschlichen Ratschlusse gefallen, heute Nacht 12 Uhr unser einzig geliebtes Kind

Josef

nach langem, schweren Leiden im 18. Lebensjahre in ein besseres Jenseits abzurufen.

Die trauernden Hinterbliebenen:
Josef Vogel und Frau
geb. Gesellgen

Wiesbaden, den 23. Juni 1915.

Die Beisetzung findet Freitag Nachmittag 3.30 Uhr von der Leichenhalle des Südfriedhofes aus statt.
Die Exequien Samstag 9.15 Uhr in der Bonifatiuskirche.

Bekanntmachung!

Unsere Mitglieder, welche ihren Geschäftsanteil noch nicht voll eingezahlt haben, machen wir unter Hinweis auf die seit dem Jahre 1889 bestehende festungsgemäße Bestimmung darauf aufmerksam, daß die im Laufe eines Kalendervierteljahres eingezahlten Beträge auf die Geschäfts-(Mitglieder)-Guthaben vom Beginn des auf die Einzahlung folgenden Kalendervierteljahres am Reingewinn teilnehmen. Es ist daher zweckmäßig, daß beabsichtigte Einzahlungen auf das Geschäftsguthaben vor dem 1. Juli d. J. vorgenommen werden.

Aus den gleichen Gründen empfiehlt es sich, für neu hinzutretende Mitglieder die Mitgliedschaft vor dem 1. Juli d. J. zu erwerben.

Anmeldungen nimmt der Vorstand während den Geschäftsstunden täglich vormittags zwischen 9 und 1 Uhr entgegen und erteilt jede gewünschte Auskunft.
Der Gewinnanteil betrug seit 1891 nicht unter 6%. (Im Kriegsjahr 1914: 5 1/2 %).

Wiesbaden, den 24. Juni 1915.

Bereinsbank Wiesbaden

Eingetragene Genossenschaft mit beschränkter Haftung
Eigenes Geschäftsgebäude: Mauritiusstraße Nr. 7.

Tapeten

Reste für einzelne Zimmer
und ältere Muster
sehr billig
J. & F. Suth
Delaspeestraße 3.

Verloren

wurde Mittwoch, den 23. Juni, auf dem Bismarckplatz eine silberne Damenuhr mit violetter Emailleband. Gegen Belohnung abgegeben Bismarckplatz 3.

Gießkannen

Blank und lackiert
in großer Auswahl von Mk. 1.70 an

Milchkannen

in allen Größen

Mattia Roski, Wiesbaden

Bismarckstr. 3. Telefon 2053

Schön möbl. Zimmer an anst. Herrn oder Fräulein bill. zu vermieten bei Mohe Altenhofengasse 2, Frankfurt.

Zimmer mit Pension. Nähe Gutenbergstraße gesucht. Offerten unt. T. 10. an die Geschäftsstelle dieser Zeitung.

Königliche Schauspiele

Donnerstag, den 24. Juni 1915.
(Reichliche Vorstellungen.)

Don Juan.

Oper in 3 Akten von W. A. Mozart.

Uebung von Lorenzo da Ponte.

(Wiesbadener Hoftheater-Einrichtung.)

Nach dem 2. Akt größere Pause.

Anfang 7 Uhr. Ende nach 10.15 Uhr.

Residenz-Theater

Donnerstag, den 24. Juni 1915.

Gastspiel der Schauspiel-Gesellschaft

Hina Bendem.

Die Affäre.

Ein dramatisches Lustspiel in 4 Akten

von Henry Rothman.

Anfang 7 Uhr. Ende gegen 9.30 Uhr.

Aufruf!

Sorge für die deutschen Kriegsgefangenen in Feindesland.

Mit der Kriegsdauer wachsen auch unsere Kriegsaufgaben. Zu den alten treten immer wieder neue, die gelöst sein wollen, ja gelöst werden müssen von den Heimgebliebenen. Gott Dank, daß bis jetzt die Kräfte an der heimischen Front noch nicht erlahmen, daß im Gegenteil mit der Erweiterung des Blickenkreises der Geist der Opferbereitschaft nur lebendiger wird und die Flamme christlicher Opferliebe nur wärmer strahlt. Opfergeist und Opferliebe, die durch alle Schichten des deutschen Volkes gehen, haben bis jetzt die Lösung aller Aufgaben leicht gemacht, sie werden auch an neue ohne Zaudern herantreten, wann immer sie auch kommen mögen und wie immer sie auch heißen mögen.

Zu den neuen Pflichten, die wir auf uns nehmen müssen, gehört in erster Linie die Sorge für die deutschen Kriegsgefangenen in Feindesland. Fast hat es den Anschein, als wären diese Armen, von Heimat und Vaterland Getrennten, vergessen worden, daß wir erst jetzt daran gehen, ihnen helfend zur Seite zu stehen. Dem ist aber nicht so. Auch sie waren von Anfang an das Ziel unserer Sorge, auch zu ihnen wanderten Tag für Tag unsere Gedanken und Gebete, und nichts ist unversucht gelassen worden, ihnen zu zeigen, daß sie nicht vergessen sind in der Heimat, ihnen hier viel mehr Herzen in Liebe und Treue entgegenzuschlagen.

Schon seit langem wollten wir gerade den deutschen Kriegsgefangenen die helfende, lindernde Hand entgegenstrecken. Heute nun sind wir so weit, daß es nicht mehr nur beim guten Willen zu bleiben hat, daß dieser Wille zur Tat werden kann. Die vielen und großen Schwierigkeiten, die sich einer umfassenden, tatkräftigen Hilfeleistung bis dahin entgegenstimmten, sind behoben, die Wege zur fruchtbringenden Arbeit sind geebnet. Die ersten Sendungen von Geld und Büchern sind bereits an die Gefangenen abgegangen. Deswegen ergibt denn auch nun allgemein die Parole: Auf Werk!

Seine Durchführung kann freilich nicht Aufgabe eines Einzelnen sein und auch die Kräfte eines kleinen Kreises reichen nicht hin für das, was geleistet werden muß. Massenkraftleistungen sind notwendig. Deutsche Söhne und Brüder aus allen Gauen unseres großen Vaterlandes, von Ost und West, von Süd und Nord essen das Brot harter Gefangenschaft und warten auf unsere Hilfe. Darum muß es auch unsererseits zu Massenkraftleistungen kommen, darum müssen wir alle zusammenstehen in alten Opfergeist und in unverbrüchlicher Brudertreue zur Lösung dieser großen Aufgabe.

Reichliche Spenden zu diesem Zwecke seien die Entlohnung unserer Dankesschuld an die Tapferen, das Unterpfand der Treue himmlischer Liebe. Bisher ließen wir den Ruf erschallen: Defestoff an die Front! Heute erheben wir zu der alten die neue, ebenso bringende Bitte: Schickt Geld und Lektüre für unsere Gefangenen in Feindesland!

Es darf sich keine Auslosigkeit bei unseren Kriegsgefangenen Soldaten geltend machen, auch nicht bei jenen, die, ohne Unterstützung von Angehörigen, in großer Bedürftigkeit sich befinden, deren drückender Not nur durch materielle Hilfe gesteuert werden kann. Die Zahl solcher Armen dürfte nicht gering sein. Wir dürfen es umsoweniger unterlassen, bedürftigen Kriegsgefangenen auch materielle Hilfe angedeihen zu lassen, als Frankreich in dieser Beziehung uns bereits vorangegangen ist. Ansehnliche Summen können jeden Monat an arme französische Kriegsgefangene in Deutschland verteilt werden. Wer würde angesichts solcher Verhältnisse die Bitte um tatkräftige Mitarbeit und reiche Gaben unbescheiden finden? Jedes Scherlein wird dankbar angenommen. Gaben an Geld werden auch hier die Hauptrolle spielen, soll dieses neue Werk katholischer Kriegscaritas blühen und sich bewähren.

Geldspenden bitten wir an die von den Bischöfen des Deutschen Reiches errichtete

Kirchliche Kriegshilfsstelle zu Paderborn,
Postfach-Konto Hannover 7766,

zu richten. Auch hat sich die Geschäftsstelle der

„Rheinischen Volkszeitung“

dankenswerter Weise bereit erklärt, solche für unsere Zwecke in Empfang zu nehmen und darüber in ihren Spalten zu quittieren. Bisherig haben für diese Sammlung bitten wir ausschließlich an die Zentrale des Roromäusvereins in Bonn zu richten.

Wer tut mit? Sicherlich wir alle; denn wer von uns, die wir dabei in Sicherheit und Ruhe leben können, wollte sich dieser neuen Opferpflicht entziehen? Wir geben gern und freudig unsere Spenden, wir spenden aber auch ohne Verzug, denn

Doppelt gibt, wer schnell gibt!

Kirchliche Kriegshilfsstelle zu Paderborn.

Dankfagung.

Für die künige Teilnahme bei dem uns betroffenen Verluste unseres lieben Sohnes und Bruders

Wini

sagen wir herzl. Dank. Bes. Dank der Firma Heierabend, dem Kathol. Männer- und Jünglingsverein, dem Turner in und der Jugendwehr, seinen Schulkameraden und Schulkolleginnen und seinen Mitarbeitern sowie für die vielen Kranz- und Blumenbesuche.

Familie Jos. Sauerborn.

Königsborn, den 23. Juni 1915.

Haushaltswirtschaftslehrerinnen-Seminar im Marienheim Spener.

Beginn: 1. September. Zweijährige Ausbildung. Für Elementar- und Handarbeitslehrerinnen ein Jahr. Haus- und landwirtschaftliche Höher. Die Lehramtsprüfung befähigt an Volks- und Fortbildungsschulen und höheren Mädchenschulen u. i. d. hauswirtschaftlichen Unterricht zu erteilen sowie Wandertochter zu leiten und auch die Leitung an Wirtschaftsbetrieben zu übernehmen. Ein weiterer Kurs ist zur Vorbereitung auf ein staatliches Handarbeits-Examen angegliedert. Näheres durch Prospekt.



Eisschränke

Konservengläser u. Krüge
Gartenmöbel
Rollschutzwände
Gaskocher
in großer Auswahl sehr billig.

M. Frorath Nachf., Wiesbaden
Kirchgasse 24

Zum Versand von Liebesgaben

benötigt die Abteilung III
mittlere u. größere Riden,
entl. gegen geringes Entgelt.

Rotes Kreuz, Abteilung III,
Schloß (Mittelbau).

Paderborn, im Juni 1915.